**Emelie – Das Leben eines schwarzen Mädchens**

Ich kann mich noch genau an das Jahr erinnern, in dem ich alles verlor, was ich liebte – alles, außer der Kraft weiterzuleben für das, was ich verloren hatte.

In dem Jahr waren meine Mutter und ich nach England gezogen, in der Hoffnung ein besseres Leben zu haben als in unserem kleinen – jetzt zerstörten – Dorf im Herzen von Afrika, meinem Heimatort. Wir waren erst seit kurzem in England. Wir suchten nach einer Familie, die uns als Arbeitskräfte aufnehmen konnte, doch bislang ohne Erfolg. Es war an diesem Tag, dass sich alles ändern würde. Dieser Tag änderte mein Leben wie noch kein anderer zuvor.

Wir überquerten gerade eine Straße, als ich sie, meine Puppe Amy, verlor. Autos kannten wir noch nicht, also löste ich mich aus dem festen Griff meiner Mutter und rannte zurück, um meine Puppe zu holen. Als meine Mutter mich sah, schrie sie mich an, sofort zurückzukommen, doch ich hörte sie nicht wegen dem lauten Geräusch, das von dem anderen Ende der Straße immer näher kam. Im nächsten Moment ging alles zu schnell. Ein Schrei, das Quietschen von Reifen und das Fluchen eines Mannes. So lernte ich mein erstes Auto kennen.

Ich kniete mich neben meine am Boden liegende Mutter. Menschen warfen uns angewiderte Blicke zu und liefen vorbei. Keiner holte Hilfe, selbst der Autofahrer fuhr einfach vorbei. Meine Mutter atmete schwer und flach. Ihre Haut und Kleider waren mit Blutflecken übersät. Der Geruch von Eisen stieg in meine Nase, der Geruch vom Tod quälte mich. Langsam und schwerfällig schaute sie in meine Augen. „Em, du bist nicht anders als die anderen. Du bist genauso viel wert. Bleib stark, Em. Ich liebe dich.“ Und mit diesen Worten nahm sie von mir Abschied. Ich konnte nicht fassen, dass meine Mutter wegen mir umgekommen war. Ich konnte es nicht verkraften, dass sie aus meinem Leben gegangen war. Ich konnte es überhaupt nicht begreifen, wieso sie sterben musste und keiner Hilfe geholt hatte oder wieso sie jetzt genau verlangte, dass ich stark blieb. Mit Tränen in den Augen schob ich die Leiche, so gut es ging, an den Straßenrand. Ich legte ihr einen Blumenstrauß in die kalten, starren Hände und legte meine Puppe Amy neben sie. Bevor ich die Leiche meiner Mutter verließ, nahm ich das geblümte Halstuch, das schlaff um ihren Hals hing, mit und drückte es unter Schluchzen an mich.

Als ich meine Augen aufschlug, blickte ich in ein kleines, fröhliches Gesicht, das über mir hing. Es gehörte zu einem weißen Mädchen. Sie hatte tiefblaue Augen, zart rosafarbene Lippen, Lachgrübchen, leicht gerötete Wangen und klitzekleine Sommersprossen unter den Augen. Ihre matschbraunen Haare waren zu vier kleinen Zöpfchen zusammengeflochten und mit rosa Schleifchen geschmückt. „Mommy, sie lebt wieder!“, piepste jetzt die dazugehörige süße Stimme. „Ach Gracy, sie hat doch schon die ganze Zeit gelebt. Du meinst wohl, dass sie jetzt wach ist. Komm vom Bett runter! Du jagst ihr doch bloß einen Schrecken ein, Kind!“ Ich drehte langsam meinen Kopf und blickte nun in ein strenges Gesicht. „Na, auch schon wach?“, setzte die Dame fort. Mir gefiel sie nicht! „Wir haben dich gestern schlafend in einer Ecke des Marktplatzes gefunden. Du sahst aus! Und gerochen hast du auch!“ Ich fand sie sehr unsympathisch. „Als dich Gracy sah, wollte sie, dass wir dich mitnehmen. Ich war sofort dagegen, aber wenn mein Engelein etwas will, dann kann man nicht nein sagen.“ Sie war gemein und provozierend. „Merk es dir gut – du bist nur wegen Gracy da und ich hoffe, es ist dir klar, dass du im Haus mit den anderen Arbeitskräften mitarbeitest, während Gracy Privatunterricht hat. Straßenkind!“

Ich wusste, dass ich mich mit ihr nie verstehen würde, aber da Gracy mich immer noch lächelnd anblickte, nickte ich und stimmte zu.

Gracy Wilder war die Freude in Person. Sie war hübsch und gutmütig, trug immer ein breites Lächeln und hatte so viele Ideen und Pläne für die Zukunft. Sie war die einzige Person, die mich verstand und mir half. Sie brachte mir das Lesen und Schreiben bei, oder wie man die Enten am Fluss zählte. Jeden Morgen schuftete ich, so gut es ging. Ich arbeitete hart in der Küche, putzte das Haus, fegte die Zimmer, schrubbte die Schuhe, polierte das Besteck und kümmerte mich um die Tiere, nur damit ich mir sicher war, dass Mrs. Wilder mir erlaubte mit Gracy den Rest des Nachmittages zu verbringen. Diese paar Stunden am Tag wurden die bedeutsamsten und schönsten Momente meines Lebens. Gracy und ich hatten so viel zu reden und wir waren wie Schwestern. „Du bist die dunkle und ich bin die helle Schokolade“, würde sie immer sagen.

Wir trafen uns jeden Nachmittag vor dem Pferdestall, um gemeinsam Gracys Pferd Sunny zu füttern. Danach bettelten wir Cook an, uns ein Pciknick zu machen, und rannten zusammen durch das Maisfeld, über die kleine Brücke am Fluss in den Wald hinein zu unserem „geheimen Ort“. Darunter ist eine kleine Lichtung mit einem umgefallenen Baum und einer kleinen selbstgebauten Holzhütte zu verstehen. In der Holzhütte lasen wir zusammen oder malten Bilder, die wir dann an den Wänden aufhängten. Das Picknick aßen wir auf der Brücke und formten aus dem Flussschlamm Matschkuchen. Meistens sahen wir danach selbst aus wie Matschkuchen, und dann würde Gracy immer sagen: „Emelie, weißt du, wieso ich gerne dunkle Haut hätte? Dunkle Haut wie du?“ Und ich würde fragen: „Wieso Gracy? Sag mir, wieso du gerne dunkle Haut hättest, dunkle Haut, wie ich sie habe!“ Und sie würde mir mit einem Funkeln in den Augen antworten: „Weil man den Matsch auf deiner Haut nicht sieht, Em!“

Und dann würden wir zusammen die Luft anhalten und loslachen, bis der Bauch zu sehr weh tut.

Gracy nahm mich immer so an, wie ich eben war: dunkelhäutig. Sie gab mir nie das Gefühl, weniger wert zu sein, und dafür liebte ich sie. Sie beschützte mich und stand hinter mir, wenn die anderen Kinder mich in der Stadt beleidigten, nach mir spuckten oder Steine warfen. Grace Wilder war immer für mich da.

Es war Ende Sommer, Anfang Herbst, als ich merkte, dass etwas mit ihr nicht stimmte. Sie war zwar immer noch dieselbe, lachte wie nie zuvor, doch sie wirkte schwach. Häufig redete sie von ihren Zukunftsplänen als Ärztin und davon, wie sie Tausende von Menschen heilen würde. Durch das Maisfeld rennen konnte sie auch nicht mehr so schnell, alle paar Meter blieb sie stehen und hustete. Sie machte mir große Sorgen. Jeden Monat wurde sie schwächer und blasser im Gesicht, wollte jedoch nichts davon hören. Sie rannte mit mir durchs Maisfeld, so gut sie es konnte. Um über die Brücke zu gehen, nahm ich sie von nun an bei der Hand. Es brach mir das Herz, als ich hörte, dass sie krank sei. „Lungenkrebs“, hatte der Arzt gesagt, doch was das war, verstanden Gracy und ich nicht.

Anfangs durfte Gracy nur noch an Sonntagen rausgehen, aber als es ihr immer schlechter ging, durfte sie auch das nicht mehr. Wenn ich sie tagsüber in ihrem Zimmer besuchen durfte, dann sangen wir meistens afrikanische Lieder zusammen, die ich ihr beigebracht hatte, um sie aufzumuntern. „Warte noch den Winter ab, Emelie, dann, im Frühjahr, bin ich wieder ganz gesund und wir werden die längste Blumenkette und den allergrößten Matschkuchen machen, den die Welt gesehen hat!“

Es war der Samstagabend vor Neujahr. Wie immer saß ich auf der Bettkante und bürstete Gracys Haare. Da blickte sie zu mir auf. Zum ersten Mal sah ich, wie krank sie aussah. Ihre Augen waren eingefallen und ihr Gesicht hatte sich gelblich weiß gefärbt. Sie zeigte keinerlei Gefühle, sondern starrte mit leeren Augen ins Nichts. Eine Träne kullerte über ihre Wange. „Du wirst immer bei mir bleiben und mich nie vergessen. Das wirst du doch, oder, Emelie?“, brach es aus ihr heraus. Besorgt sah ich sie an. „Ich kann dich gar nicht vergessen, weil ich immer mit dir zusammenbleiben werde. Du bist die Einzige, die mich versteht. Gracy, ohne dich hätte ich es damals nicht geschafft“, flüsterte ich. Mit einem schwachen Lächeln legte sie ihren Kopf auf meinen Schoß und machte die Augen zu.

Als ich sie dann 10 Minuten später leise schnarchen hörte, legte ich ihren Kopf sanft wieder zurück auf das Kopfkissen. Noch immer hielt sie meine Hand fest. Ich betrachtete unsere Hände. In meiner schwarzen Hand , deren rosa Innenseite zu erkennen war, lag ihre kleine, zarte und weiße Hand. Sie war kalt, und ich spürte, dass sie leicht zitterte. Ich hatte Angst, ihre Hand loszulassen, Angst, sie alleine im Zimmer zu lassen, Angst, sie zu verlieren. Sie war alles, alles, was ich hatte. Nach einer Weile löste ich mich aus ihrem Griff und verließ das Zimmer. Als ich im Begriffe war, die Treppen hinunterzugehen, hörte ich die verzweifelte Stimme vom Doc: „Es tut mir leid, aber es gibt kaum Hoffnung für sie, sie ist schon so gut wie tot, machen Sie sich das klar..“ Mrs. Wilder brach erneut in Tränen aus. „Aber sie ist doch noch so jung, mein Engelchen ist doch noch so - jung“, schluchzte sie. „Es muss doch wohl irgendeine Lösung geben…“ Der Doc schüttelte den Kopf: „Solange sich keine Person zur Lungenspende bereit erklärt, können wir nichts tun. Ich muss jetzt los, es gibt genug andere Patienten, die warten. Good Day, Mrs. Wilder.“ Der Doc verließ das Haus.

Ich hörte, wie die Tore in das Schloss fiel, danach Stille. Irgendwann hörte ich dann, wie Mrs. Wilder aufstand, ein Schrank wurde geöffnet, ein Korken wurde aus einer Falsche gezogen und ein Glas wurde gefüllt und noch eines und noch eines… Als ich unten vor dem Wohnzimmer angekommen war, sah ich Mrs. Wilder mit glasigen Augen am Tisch sitzen, vor ihr eine leere Whiskyflasche und ein halb volles Glas. Sie hatte wieder getrunken, wie in den letzten Tagen. Als sie mich bemerkte, zuckte sie zusammen und verzog das Gesicht. Sie verschränkte ihre Hände vor ihrer Brust, wollte etwas sagen, doch dann stand sie auf und ging….

In der Nacht dachte ich an die schockierenden Worte des Docs. Und dann wusste ich, was ich zu machen hatte. Ich würde meine Lunge spenden!

Am nächsten Tag ging es Grace so schlecht, dass wir sie ins Krankenhaus bringen mussten. Sie wurde in ein kleines weißes Zimmer gebracht und in ein hohes Bett gelegt. Mrs. Wilder setzt sich zu ihrer Tochter ans Bett und fing an zu weinen. Leise schlich ich aus dem Zimmer, den Flur entlang zum Büro des Chefarztes. Als ich das Büro betrat, musterte mich der Arzt mit einem strengen Blick.

„Menschen wie du sind in diesem Krankenhaus nicht willkommen. Für eine Behandlung müssen wir dich zu einem Krankenhaus für Schwarze bringen“, sagte er uninteressiert. Innerlich verletzt erklärte ich ihm, dass ich nicht hier war, um behandelt zu werden, sondern dass ich wegen einer Miss Grace Wilder hier war. Als ich ihm sagte, dass ich meine Lunge für sie spenden wollte, fing er lauthals an zu lachen. Mit rotem Gesicht und Tränen in den Augen erklärte er mir, dass nicht einmal mein Herz, das Herz einer Schwarzen, für eine Spende gut genug sei. Miss Wilder würde nur eine „hochwertige weiße“ Lunge bekommen. So beleidigte er mich weiter und zum ersten Mal erlebte ich das Gefühl von Schande, das sich von meinem Herzen bis hin zu den Zehen ausbreitete. Tränen schossen mir in die Augen, nicht nur wegen der Erniedrigung, sondern auch deshalb, weil ich so gehofft hatte, Grace helfen zu können. Ein Schmerz durchfuhr mich, als hätte der Arzt mir ins Gesicht geschlagen. Schluchzend rannte ich aus dem Zimmer, ich rannte den Flur entlang und stoppte. Mrs. Wilder saß, den Kopf in die Hände gestützt, vor dem Zimmer, angespannt und den Blick ins Leere gerichtet. Tiefe, dunkle Augenringe umrahmten ihre verweinten, weit aufgerissenen Augen. „Grace erwartet dich“, sagte sie trocken, fast schon flüsternd.

Langsam schloss ich die Tür hinter mir, als ich das Zimmer betrat. Da lag sie. Starr und blass, mager und farblos. Nur beim genauen Hinschauen erkannte man, dass sie noch am Leben war. Ich setzte mich, wie immer, auf die Bettkante. Sie öffnete ihre Augen ein Stück und versuchte schwach ein Lächeln aufzusetzen. Für eine halbe Ewigkeit schauten wir uns fest in die Augen. Dann sagte sie leise krächzend: „Em, meine Em, du musst stark sein, so stark wie die Indianer, die wir immer gespielt haben. Weißt du noch? Wir konnten alles besiegen, immer! Ich habe auch versucht, diese Krankheit zu besiegen, Em, aber ich hab es nicht geschafft, und du konntest mir nicht helfen. Weißt du wieso, Em? Emelie, ich werde es dir sagen, weil das mein Kampf war, er war für mich bestimmt, und es war genauso bestimmt, dass ich ihn verliere. Aber das ist nicht schlimm, Em, denn ich werde zwar gehen, und du wirst mich nicht mehr sehen, aber, Emelie, ich werde dich noch sehen, immer. Sie können mich vielleicht von dir reißen, aber sie können es nicht schaffen, dich von mir zu reißen, Em. Ich bitte dich, lass mich nicht aus deinem Herzen, denn sonst bin ich verloren, denn es niemand, der mich sonst so ins Herz geschlossen hat.“ Sie drückte meine Hand. „Hast du denn keine Angst?“, fragte ich tränenunterdrückend. „Angst, Emelie? Ich habe noch nie so viel Angst in meinem Leben gehabt. Es ist die Angst vor dem Sterben, Em, die mich so lang am Leben gelassen hat. Sie reißt und zerrt nach mir, ja, sie verschlingt mich halb, doch jetzt kann ich ruhig sterben, du bist ja da.“ „Grace, nein!“, rief ich, und die Tränen liefen mein Gesicht hinunter. „Emelie, du darfst nicht weinen, noch nicht. Oh Emelie, bald, ich merke es, bald sterbe ich, und ich hab so Angst, bitte, bleib so lang bei mir, bis ich sterbe…“ Ich nickte langsam. Grace nahm ihre Kette vom Hals und gab sie mir. „Für dich, du sollst so frei sein wie diese Schwalbe!“ Ich betrachtete die Kette in meiner Hand. Es war eine kleine goldene Schwalbe, die an einem Silberkettchen hing. „Danke, sie ist wunderschön“, hauchte ich. Grace lächelte. „Sie ist aus Frankreich, ich hatte gehofft, sie gefällt dir…“ Ich nickte: „Das tut sie.“ Stille. „Oh, Emelie, ich werde dich so vermissen“, schluchzte Grace, und dicke Tränen kullerten ihre Wange herunter. „Erlaube mir nur diese paar Tränen, Em, nur diese paar Tränen, danach werde ich wieder stark sein, versprochen.“ Auch ich hatte angefangen zu weinen und konnte die Masse an Tränen nicht zurückhalten. Wir umarmten uns und weinten gemeinsam Arm in Arm, bis keine von uns mehr Tränen zum Heulen hatte. „Emelie, tu mir einen letzten Gefallen, sing mit mir ein afrikanisches Lied, das mit dem „Du bist nie alleine“, sing es mit mir noch ein letztes Mal, bis ich sterbe, und wenn ich aufhöre zu singen, weil ich nicht mehr kann, dann bitte ich dich, Emelie, sing weiter, bis du dir sicher bist, dass ich tot bin. Denn ich will mit einem Lied Abschied nehmen, dass ich meine Angst vor dem Sterben verdrängen kann. Bitte, Em, sing mit mir!“ Und ich begann zu singen und Gracy sang mit mir, und ihre Stimme wurde immer leiser, und ich sang weiter. Sie flüsterte nur noch, doch ich sang weiter. Sie packte meine Hand und drückte sie, doch ich sang weiter. Sie fing an zu husten, ihr Gesicht war kreidebleich, ich sang weiter. Ich sah, wie sie ihre Augen aufriss, ich fühlte ihre kalte, nasse Hand, sie rang nach Luft, zerquetschte meine Hand, schaute mich durch ihre verquollenen Augen an, schloss sie und…starb…ich sang das Lied zu Ende und brach über ihrem kalten, blassen Körper in Tränen aus.

10 Jahre später…

Ich habe eine Ausbildung als Ärztin gemacht. Jeden Tag rettet die Organisation für bedürftige Kinder, bei der ich jetzt arbeite, mehrere Menschenleben. Dieser Job macht mir Spaß, denn ich weiß, dass das das ist, was Gracy werden wollte. Sie träumte davon, Menschenleben zu retten. Diesen Traum konnte sie nie wahr werden lassen. Doch durch mich ist ihr Traum wahr.

Heute vor 10 Jahren ist Grace Wilder im Mason Hospital an Lungenkrebs gestorben… Ich bin gerade unterwegs. Unterwegs zu einem geheimen Ort. Dem geheimen Ort. Zu Gracys und meinem „Geheimort“. Ich überquere gerade die Holzbrücke am Fluss. Bilder von Gracy und mir schießen mir durch den Kopf. Ich merke, wie meine Augen feucht werden. Im Wald angekommen ist alles anders. Zugewachsen. Ich kämpfe mir einen Pfad durch das Gestrüpp, da, vor mir steht, verlassen und alt, unsere kleine Holzhütte. Ich gehe hin und öffne die kleine Holztür. Sie quietscht. Staub fliegt mir entgegen. Da, die zwei kleinen Stühle, der Tisch, alles genauso, wie wir es vor 10 Jahren dagelassen hatten. Auf dem Tisch liegt ein Bild. Es ist das, das wir als letztes zusammen gemalt hatten. Ich nehme es mit hinaus und setze mich auf einen Baumstumpf. Auf dem Bild sind Grace und ich zu erkennen, wie wir zusammen unter einem Sternenhimmel in einer Blumenwiese liegen. Ich muss eine halbe Ewigkeit so dagesessen haben, denn es fängt an zu tröpfeln…Dicke Tropfen klatschen auf das Bild und die Farbe fängt an sich aufzulösen und am Blatt runterzulaufen, um dann als noch dickere, farbige Tropfen auf den Waldboden zu fallen. Ich starre das jetzt vom Regen weißgewaschene Blatt Papier an, wobei ich denke, dass ein Stück auch von meinen eigenen Tränen weggeschwemmt wurde… Der Regen kann dieses Bild wegwaschen, aber nicht einmal alle meine Tränen zusammen könnten die Geschichte in meinem Herzen, die sich hier vor 10 Jahren abgespielt hat, jemals wegspülen….